



Einleitung

Nachträglichkeit, so Laplanche und Pontalis im *Vokabular der Psychoanalyse*, bedeute, dass Erfahrungen und Erinnerungen aus der Kindheit später umgearbeitet würden und so einen neuen Sinn und eine neue Wirksamkeit erhielten (Laplanche/Pontalis 1972, S. 313).

Das Konzept der Nachträglichkeit ist eine auf Freud zurückgehende Konzeption, deren Geschichte selbst ein gutes Beispiel für eine nachträgliche Wirkung darstellt. So spielt die Nachträglichkeit vor allem in Freuds frühen Arbeiten aus dem Zeitraum zwischen 1895 und 1899 eine große Rolle, scheint in seinem späteren Werk aber an Bedeutung verloren zu haben. Zweifellos gehört die Nachträglichkeit zu den »impliziten Konzepten« (Laplanche 2006a, S. 34) Freuds. Er hat die Nachträglichkeit nicht explizit ausgearbeitet und problematisiert und ihr somit auch nicht den Status eines offiziellen psychoanalytischen Konzepts verliehen. Mit der Wiederaufnahme durch Lacan in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts setzte die Rezeption der Nachträglichkeit verspätet – im Sinne des Wortes nachträglich – ein und blieb zunächst weitestgehend auf die französische Psychoanalyse beschränkt. Es sollte bis zum Anfang der 1990er Jahre dauern, bis das Konzept der Nachträglichkeit breiter rezipiert und diskutiert wurde.

Ein Anliegen dieser Arbeit ist es daher, dazu beizutragen, die Nachträglichkeit in Freuds Werk und darüber hinaus zu explizieren und ihr den Status im psychoanalytischen Denken zu geben, der ihr zukommt: den eines offiziellen, expliziten Konzepts, welches die be-

deutungsstiftende Zeitlichkeit des Psychischen fasst. Auch wenn die Nachträglichkeit allein im klinisch Auffälligen zu sehen ist, nämlich dann, wenn in der Konstitution psychisch bedeutsamer Momente die nachträgliche Bedeutung traumatisch wirkt, nicht bewusst ertragen werden kann und Symptome zeitigt, so ist die Nachträglichkeit doch auch im sogenannten Normalen zu finden. Freuds frühen klinischen Überlegungen entstammend, ragt sie so in das hinein, was Freud Metapsychologie nannte: in die psychoanalytische Subjekttheorie. Auch an der Nachträglichkeit zeigt sich so, dass Freud, wenn er über die Dynamik individueller psychischer Konflikte nachdenkt, damit gerade auch das »normale« psychische Funktionieren thematisiert, genau wie er gleichzeitig kulturelle und gesellschaftliche Fragen aufwirft – man denke etwa an »Massenpsychologie und Ich-Analyse« oder an »Das Unbehagen in der Kultur«.

Methodisch und inhaltlich bewegt sich diese Arbeit zwischen Konzeptforschung und Subjekttheorie: So wird das Konzept der Nachträglichkeit bei Freud rekonstruiert und in den Kontext seiner Theorie über die Anfänge des Psychischen gestellt, für welche die Konzeptionen des unbewussten Wunsches, des Befriedigungserlebnisses und der Lebensnot zentral sind. Über das Konzept der Lebensnot und ihr konstitutives Eingreifen in das Wünschen wird die implizite Dialektik des freudischen Materialismus herausgearbeitet und mithilfe der Entfaltung des Lebensnotkonzeptes, wie es bei Adorno zu finden ist, konkretisiert. Indem die Anfänge des Psychischen bei Freud herausgearbeitet werden, wird gezeigt, dass Freud keine positiven Entwicklungsziele setzt, sondern Entwicklungsbedingungen und -konflikte formuliert: Durch das Insistieren der Lebensnot, hier zunächst des körperlichen Bedarfs, steht zwar die Anpassung an der Wiege des Subjekts, ist die Körperlichkeit des Menschen zentrales Moment der Entstehung des Psychischen, dennoch stellt Freud keine Stufenleiter der Anpassung an die Realität auf. Im Gegenteil: Erst nachträglich wird sich zeigen, was aus dem Konflikt zwischen Wunsch und Lebensnot geworden sein wird. In diesem Zusammenhang wird auch Freuds Todestriebtheorie als späte Wiederkehr des unbewussten Wunsches unter anderen Vorzeichen gelesen.

Selbst wenn Freud, wie in den »Drei Abhandlungen zur Sexual-

theorie«, Ziele der Entwicklung, nämlich das Altruistischwerden des Sexualtriebes der Arterhaltung zuliebe, formuliert, unterläuft er doch dieses evolutionsbiologisch inspirierte starre Entwicklungsschema, wenn er in der gleichen Arbeit davon spricht, dass es der »Durchschlagung eines Tunnels von beiden Seiten« bedürfe, damit sich zärtliche Regungen aus der Kindheit mit den Leidenschaften der Erwachsenenzeit zusammenfinden, um das Fortpflanzungsziel zu gewährleisten: Mit dieser räumlichen Metapher veranschaulicht Freud, dass es eine Kulturleistung ist, was aus den Trieben geworden sein wird.

Obwohl die vorliegende Arbeit Laplanches »allgemeiner Verführungstheorie« viel verdankt und in weiten Teilen auf dessen Theorie der Übersetzung und Entübersetzung zurückgreift, fehlt auch eine kritische Auseinandersetzung mit Laplanche nicht. So wird die freudsche Wunschkonzeption gegen Laplanches Theorie der Verführung durch die unbewusste Botschaft des Erwachsenen gelesen und es wird gezeigt, dass Laplanche, wenn er dafür plädiert, im freudschen »Entwurf« die Kategorie der Wahrnehmung durch die der Verführung zu ersetzen, dazu tendiert, die Ebene des Körperlichen aus der Theorie zu entfernen.

Mit dieser genuin psychoanalytischen Konzeptforschung setzt die Arbeit zugleich an Punkten an, an denen psychoanalytische Theorie, Erkenntnis- und Gesellschaftstheorie sich inhaltlich berühren, und führt diese weiter aus. Pate stand die Feststellung Adornos, dass Freud »paradoxerweise in den innersten psychologischen Zellen auf Gesellschaftliches [...] gestoßen« sei (Adorno 1966b, S. 88). Die Arbeit argumentiert dementsprechend in mehrere Richtungen:

Psychoanalytische Konzeptionen, etwa das Konzept der Urszenen und Urfantasien, werden erkenntnis- und gesellschaftskritisch hinterfragt, indem gezeigt wird, dass Freuds Ausweichen in die Vorzeit des Subjekts, in die Phylogenese, vor allem aus zwei Schwierigkeiten resultierte: Aus seinem Problem, das Verhältnis von Gegenwart und Vergangenheit, wie es ihm etwa bei seinen Datierungsversuchen der Urszene in »Aus der Geschichte einer infantilen Neurose« begegnet, als Widerspruch zu entfalten, anstatt es in eine Richtung auflösen zu wollen, und aus seiner Blindheit dafür, dass es die individuelle wie gesellschaftliche Gegenwart sein könnte, welche nachträglich den in Urszenen

wie Urfantasien in Szene gesetzten Konflikten ihre allgemeine Form verleiht. Indem also – mit Freud gegen Freud – das psychoanalytische Konzept der Nachträglichkeit kritisch gewendet wird, wird gleichzeitig die erkenntnistheoretische und gesellschaftstheoretische Fruchtbarkeit psychoanalytischer Konzeptionen gezeigt.

Die Arbeit steht insofern in der Tradition psychoanalytischer und kritisch-theoretischer Zeitdiagnosen, als sie versucht, in gegenwärtige Diskurse einzugreifen, wie etwa in die Kontroverse um den Stellenwert der experimentellen Säuglingsforschung für die Psychoanalyse, und indem sie, allgemeiner betrachtet, Kritik an der gegenwärtigen Tendenz übt, den Menschen nur mehr als Objekt der Naturwissenschaft zu begreifen. In diesem Sinne tritt die Arbeit ein für das Arbeiten an und mit der Metapsychologie, weil diese es ermöglicht, dasjenige psychoanalytisch zu denken (vgl. Dahl 2001b), was sich anders nicht fassen lässt, und weil sie einer Reduktion des Menschen zum Subjekt und Objekt der Naturwissenschaften entgegensteht.

Dazu gehört auch das Beharren darauf, dass der Mensch ein vernunftbegabtes Wesen und der Möglichkeit nach frei ist. Denn auch wenn die Stimme des Intellekts Freud zufolge leise und unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen Freiheit noch nicht verwirklicht ist, sollte diese Unfreiheit nicht als Natur des Menschen verkannt werden, wie es z.B. in der von Neurowissenschaftlern angestoßenen und in den Medien bereitwillig aufgenommen Debatte um die Willensfreiheit geschehen ist (vgl. Zunke 2008). Denn auch wenn Freud nach eigener Aussage die Menschen, indem er die Macht unbewusster Prozesse beschrieb, mit der Feststellung kränkte, sie seien nicht Herr im eigenen Haus, ersetzte er nicht das bis dahin sich seiner selbst bewusst wahnende Subjekt der Aufklärung durch das Unbewusste, sondern formulierte Subjektivität als einen andauernden Konflikt zwischen unbewussten Fantasien, Wünschen und Ängsten und den Anforderungen der äußeren Realität. So fasst Freud am Ende seiner 31. Vorlesung das Ziel der Bemühungen der Psychoanalyse mit den berühmten Worten, »[w]o Es war, soll Ich werden«, und bezeichnet dies als »Kulturarbeit[,] etwa wie die Trockenlegung der Zuydersee« (Freud 1933a, S. 86).

Indem mit der Nachträglichkeit Vorgefundenes als Gewordenes und

damit auch zu Änderndes aufgezeigt werden kann, lassen sich die zeitgemäßen Äußerungen der, die *Conditio humana* bestimmenden Konflikte um Innen und Außen, Differenz, Liebe und Hass als Antwortversuche auf die so aufgeworfenen Fragen dechiffrieren, ohne sie als invariante Konfliktlösungen behaupten zu müssen.

Das an Hegel und Adornos Negativer Dialektik geschulte Vorgehen der immanenten Kritik wird betrieben als eine textnahe kritische Lektüre, als ein symptomorientiertes Lesen: Argumentative Ungereimtheiten, Sackgassen und Verschiebungen werden so auch als »Symptome« für Konflikte in der Theoriebildung bzw. im Gegenstand gelesen, denen zur sprachlichen Formulierung verholfen wird. Auch hier ist das Anliegen nicht das zu eliminieren, was diese Bruchstellen erzeugt hat, sondern es soweit als möglich zur Sprache kommen zu lassen.

Dies bedeutet gleichzeitig eine Kritik am Ursprungsdenken: »Die Realität hat keinen Hintersinn, der von ihrem erstmaligen und einmaligen historischen Erscheinen ablösbar wäre« (Adorno 1973, S. 336). Hier zeigt sich der erkenntnistheoretische Gehalt des Konzepts der Nachträglichkeit.

Der *erste Teil der Arbeit* beschäftigt sich mit den Anfängen des Psychischen, der »Urszene der Subjektivität«. Im Zentrum steht dabei Freuds Konzept des Befriedigungserlebnisses, welches rekonstruiert wird, indem die drei wichtigsten Varianten dieser Konzeption aus dem »Entwurf einer Psychologie« und der »Traumdeutung« auf die dort zu findenden Verschiebungen und Ersetzungen hin gelesen werden. Im zweiten Kapitel wird das bisher wenig beachtete Lebensnotkonzept als elementares Moment der Konstitution des Psychischen herausgestellt, da diese Figur es erlaubt, die Rolle des Körpers und damit die Verortung des Subjekts in einer anderen als der phantasmatischen Welt zu denken, ohne die erforderlichen Zugeständnisse an die Realität der Selbsterhaltung als Anpassungspsychologie zu positivieren. Adorno erkannte in der Lebensnot die abstrakte Repräsentanz des gesellschaftlichen Moments in der freudschen Theorie (vgl. Adorno 1966b, S. 88). Anhand von Adornos Entfaltung der Lebensnot wird der dialektische wie materialistische Gehalt dieser Konzeption herausgearbeitet und

mit der Nachträglichkeit der Bedeutung verknüpft: Erst nachträglich, und dies ist abhängig von den individuellen wie gesellschaftlichen Verhältnissen, wird sich zeigen, was aus der Not des Lebens, die bei Freud zunächst sehr abstrakt das Einsetzen der Realitätsprüfung notwendig macht, geworden sein wird: Ob sie als drückende Not persistiert oder ob der Konflikt zwischen Wunsch und Realität produktive wenn nicht gar lustvolle Verlaufsformen annehmen kann.

Eng damit zusammen hängt die Frage nach dem Verhältnis von Wunsch und Todestrieb: Diese Konzepte beschreiben zwei Seiten einer Medaille, sie stehen insofern komplementär zueinander, als sie einem Perspektivwechsel Freuds zu verdanken sind: Denkt er zu Zeiten der Wunschkonzeption aus der Perspektive des Wunsches, sodass es die Realität ist, die störend eingreift, ist der Todestrieb aus der Perspektive des Ichs gedacht, dem der Wunsch zum Todestrieb wird, weil er sich nur um den Preis des Lebens erfüllen kann.

Im Voranschreiten der Arbeit wird die Erkenntnis entwickelt, dass zwar in Freuds Konzeption der Aspekt der Konstitution von Bedeutung durch das »gewachsene Verständnis« immer wieder zugunsten der »gesteigerten Sekretion«, also einer auf organische Entwicklung gründenden Erklärung, zu kurz zu kommen droht, wohingegen in Laplanches Übersetzungstheorie die bei Freud mit der »Lebensnot« angesprochene Leiblichkeit und Bedürftigkeit des Menschen nicht angemessen thematisiert wird. Aufgeworfen wird dabei auch die Frage, was denn in Laplanches Konzeption zum Übersetzen treibt. Dies führte zu einer Beschäftigung mit den Quellen des Triebes nach Freud und nach Laplanche und mit dem Verhältnis von bindenden und entbindenden Kräften im Subjekt, von Freud auch gefasst als Gegensatz zwischen Lebens- und Todestrieben.

Das Kapitel stellt den Versuch dar, ein ontologisierendes Ursprungsdenken zu unterlaufen, indem gezeigt werden wird, dass ein mit möglichst wenigen Voraussetzungen gedachter Ursprung inhaltlich vor allem eines ist: unbestimmt.

Im *zweiten Teil der Arbeit* geht es um die Begriffsgeschichte des Konzepts der Nachträglichkeit, einsetzend mit dem frühen Freud. Auf

die Darstellung der Konzeption im freudschen Werk vor und nach der Aufgabe der Verführungstheorie folgt eine Rezeptionsgeschichte, die sich neben einem kurzen Überblick über die Rezeption in jüngerer Zeit auch mit Autoren beschäftigt, die die Nachträglichkeit nicht explizit thematisieren, in deren Arbeiten aber Momente des Konzepts der Nachträglichkeit an zentraler Stelle enthalten sind, wie etwa bei Ferenczi und Winnicott. In der Auseinandersetzung mit den Urszenen, den Urfantasien und der Phylogenese wird herausgearbeitet, wie und warum Freud versäumt, den von ihm gesuchten Ursprung, die allererste Szene, in die Gegenwart zu verlegen, was seine eigene Konzeption der Nachträglichkeit mehr als nahe gelegt hätte. In diesem Zusammenhang wird ein Begriff von »Urszene« und »Urphantasie« entwickelt, der, den Effekt der Nachträglichkeit berücksichtigend, diesen Begriffen die Konnotation von Ursprungsdenken bzw. Heredität nimmt und sie in Richtung des gesellschaftlich und kulturell Geltenden öffnet. Anhand des Ödipuskomplexes wird exemplarisch das Problem der Vermittlung von Gesellschaftlichem und Individuellem neu aufgegriffen.

Der *dritte Teil der Arbeit* bezieht das bis hierher Erarbeitete auf eine aktuelle Fragestellung und stellt somit eine »Anwendung« des in die freudsche Theorie von den Anfängen der Subjektivität eingebetteten Konzepts der Nachträglichkeit dar. Untersucht wird die Kontroverse um den Stellenwert der experimentellen Säuglingsforschung für die Psychoanalyse. Bezug nehmend auf bisher ausgetragene Kontroversen werden, exemplarisch anhand der Publikationen von Martin Dornes, erkenntnistheoretische »blinde Flecken« im Diskurs um die Säuglingsforschung diskutiert. Dabei geht es vor allem darum, die in scheinbar objektive Beobachtungsergebnisse eingegangenen Vorannahmen und Interpretationsschritte und deren Implikationen aufzuzeigen.

Die allgemeine, erkenntnistheoretisch zu reflektierende Schwierigkeit, ein Objekt unmittelbar zu erfassen, wird in der Psychoanalyse noch potenziert, da sich das Unbewusste nur in verstellter Form äußert. Der aufseiten der Säuglingsforscher vertretene Positivismus hat erhebliche Konsequenzen für den Forschungsgegenstand, dahingehend, dass

statt der angestrebten *Ergänzung* der psychoanalytischen Theorie die *Ersetzung* derselben impliziert wird. Damit verfehlen die Ergebnisse der Säuglingsforschung nicht nur systematisch das Subjekt der Psychoanalyse, sondern fördern, da sie die psychoanalytische Subjekttheorie komplett zu positivieren und an den Zeitgeist, gefasst als »Weltwissen«, anzupassen versuchen, ein Verschwinden deren kritischer Potenziale.

Mit Freud einen möglichst voraussetzungslosen Anfang des Subjekts anzunehmen, von dem erst nachträglich und mit Rekurs auf die vorgefundenen individuellen wie gesellschaftlichen Bedingungen gesagt werden kann, was daraus geworden sein wird (siehe Teil I), ist ein Beitrag zur Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse, da diese als nachträgliche wirkende Faktoren der Subjektkonstitution offengelegt werden können. Wenn die Säuglingsforschung hingegen behauptet, neutrale Fakten zu erheben, ohne dass die dabei gemachten subjektiven wie objektiven Voraussetzungen reflektiert werden, dann erscheint der Säugling ausgestattet mit einem Set von (angeborenen) Eigenschaften, die seine optimale Anpassung an die Außenwelt gewährleisten sollen. Damit verschwindet die von Freud beschriebene Triebdynamik, resultierend aus dem nicht stillzustellenden Konflikt aus Wunsch und Lebensnot, und zugleich werden gesellschaftliche Verhältnisse und daraus resultierende Normen verschoben und naturalisiert, indem sie angeblich im Säugling vorgefunden werden.

Berlin, im März 2009

Christine Kirchhoff